Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 24 (1920)

Artikel: Annette von Droste-Hülshoff

Autor: Ermatinger, Emil

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572907

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Annette von Droste-Külshoff.*)

Bon Emil Ermatinger, Burich.

Immermann gibt seinem Münch= hausen ein blaues und ein braunes Auge. In dem blauen zitterte die Wehmut, aus dem braunen leuchtete die Freude. Der Zwiespalt der Zeit, in der Romantik und Realismus miteinander stritten, prägt sich symbolisch in dem komischen Zuge aus. Jeder deutsche Schriftsteller um 1830 trug zwei zwischen braun und blau schillernde Augen. Aber bei keinem stehen die beiden Farben so ohne Uebergang nebeneinander wie bei Annette Droste= Hülshoff. Die eine Seite ihres Wesens gehörte dem geistigen und geistlichen Leben — das blaue Auge —, die an= dere der sinnlichen Welt — das braune Auge. Sie weist so zurück und nach vor= wärts. Zum abgeblaßten Begriff ge= wordenes Leben spiegelt sich in ihr und taufrische Natur. Sie ist konventionell und ureigen. Vielleicht ist dies das eigen= tümlich Weibliche an ihr, daß sie so den Zwiespalt der Zeit in sich duldete, ohne eine Anstrengung zu machen, die Gegen= sähe miteinander zu mischen und in einem höheren Dritten aufgehen zu lassen.

Die Zweiheit geht durch ihre ganze Entwicklung, ihr Lernen und Lesen, ihr Dichten hindurch. 1797 auf dem Fa= milienerbgute Hülshoff, zwei Stunden südwestlich von Münster, in Westfalen als Sproß eines alten Geschlechtes ge= boren, hat sie von frühester Jugend auf Natur und erdgewachsenes Volksleben in sich eingeatmet. In ihren "Bildern aus Westfalen" spricht sie von der "lebhaften Einsamkeit", dem "fröhlichen Alleinsein mit der Natur", wie es die Münstersche Gegend bietet. Den scharshörigen Sin= nen des zarten, zu früh geborenen Kindes raunen Vogel und Baum, Moor und See ihre Geheimnisse zu. Ja, die Natur reicht in die Räume des Schlosses hin= ein: neben seiner Studierstube hat der Vater ein Vogelhaus eingerichtet, worin vom ganzen Sängervolk des Landes je ein Exemplar piept und schwirrt. Aber auch die Natur im Volksleben, wie sie in Geschichte und Sage, Sitte und Brauch wächst, dringt früh in sie ein. Der Vater vertiefte sich gern in vergangenes Leben und sammelte seine Zeugnisse, besonders auch wenn sie in die dunkeln Reiche der Weissagung, Traumdeuterei und Wunder hinunterreichten, und die finstern Gänge und geheimnisvollen Schlupfwinkel des alten Schlosses boten zu seinem Tun den wirksamen Sintergrund. So verwuchs die äußere Welt mit der Phantasie des Rindes, und was die Sinne scharf ersfaßten, erfüllte das träumende Gemüt mit ahnungsvollem Leben.

Zu gleicher Zeit wurde sie auch mit den Wassern der gelehrten Bildung ge= tauft. Sie teilte den Unterricht ihrer Brüder, und selbst mit Mathematik und Griechisch wurde sie nicht verschont. Früh traten ihr die Dichter nahe und lockten die ersten Verse aus ihr: Voß und Goethe, Hölty und Matthisson und Salis-Seewis nährten ihren Natursinn, August Tiedge, der Verfasser des lang= atmigen Lehrgedichtes "Urania", und Schiller führten sie auf die Bahn der rhe= torischen Gedankendichtung. Ein Inklus religiöser Lieder, "Das geistliche Jahr", begann 1818 zu entstehen.

1826, nach dem Tode des Vaters, be= zog die Mutter mit den beiden Töchtern das Rüschhaus oder Riedhaus als Witwensig. Enger noch wurde in der größeren Einsamkeit Annettes Bund mit der Natur. Das Spiel des Sonnenlichtes, das Weben und Surren der tierischen Kleinwelt, das Wachstum in Baum und Gras zog träumerisch durch ihre Sinne und Seele. Eine Mergelgrube erschloß ihr mit den versteinerten Ueberresten von Pflanzen und Schaltieren die Naturwunder der Vorzeit. Daneben wurde fleißig gedichtet. Aber man wird den Eindruck des Altjüngferlichen, Unfrucht= baren, bloß Nachempfindenden nicht los, den die stete Sorge um die zarte Gesund=

Ein Doppelerlebnis erschloß den spröden Schoß ihrer Lyrik: eine verspätete

^{*)} Gin Kapitel aus dem in nächster Zeit erscheinens den Werke des Berfassers: "Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herber dis zur Gegenwart." Das Buch wird im Teubnerschen Berlag in Leipzig herausstommen. Die Redaktion.

Liebe und die Entfernung von der west= fälischen Erde. 1837 trat Levin Schücking in ihr Leben ein. Er war damals drei= undzwanzig, sie vierzig. Gemeinsame Neigung zur Literatur, zur heimischen Volkskunde, zu Romantik und Mnstik, Uebereinstimmung des Glaubens führte sie zusammen. Ihm, dem konservativen Freunde alles Feudalen, sagte die Freund= schaft mit der Frau aus dem altadeligen Sause zu, indem sie seinem Ehrgeig schmeichelte. Dazu zog den angehenden Schriftsteller ihr Geist und ihre dichte= rische Begabung an. Sie schenkte ihm ein Gefühl, in dem sich mütterliche Sorge um den jungen Mann mehr und mehr mit der Leidenschaft des Weibes mischte. Als sie 1841 für einige Zeit das Rüschhaus verließ und zu ihrer Schwester, die den Germanisten Joseph von Lagberg ge= heiratet hatte, nach dessen Schloß Meers= burg am Bodensee übersiedelte, sorgte sie dafür, daß der junge Freund von ihrem Schwager mit der Ordnung seiner Biblio= thek betraut wurde. Nun erlebte sie die groke Zeit ihres Schaffens. Eine Doppel= sehnsucht beschwingte sie. Die Liebe zu dem Freund und zu der gemeinsamen fernen Heimat. Mächtig breitete ihre Seele die Flügel aus. In dem Gedichte "Am Turme" hat sie selber sich geschildert. wie sie auf hohem Balkone steht:

Und lass' gleich einer Mänade den Sturm Mir wühlen im flatternden Haar. O wilder Geselle, o toller Fant, Ich möchte dich fräftig umschlingen, Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand Auf Tod und Leben dann ringen!

Wer dächte, daß die Verfasserin dieser Berse in der Mitte zwischen vierzig und fünfzig steht? Wie eine Siebzehnjährige gebärdet sie sich. Die Leidenschaft peitscht ihre Nerven. In ihre Briefe an Schücking kommt ein forciert burschikoser Ion: ihr "dummes, nichtswürdiges, klei= nes Pferd" nennt sie ihn. "Mich dünkt," schreibt sie ihm nach seiner Abreise, "könnte ich dich alle Tage nur zwei Minuten sehen — o Gott, nur einen Augenblick! dann würde ich jest singen, daß die Lachse aus dem Bodensee sprängen und die Möven sich mir auf die Schulter setten!" Die ganze, so lange Jahre zurückgestaute Flut bricht aus ihr hervor. Sie nennt sich

Levins Mütterchen; aber doch nur, um ihrer Liebe einen Rechtstitel zu geben. Denn in Wahrheit wirft sie sich ihm mit fliegender Leidenschaft zu Füßen. Jeden Tag geht sie, wie er fort ist, den Weg, den sie ging, als er noch da war, und sett sich auf die erste Treppe, wo sie ihn zu er= warten pflegte, und sieht, ohne Lorgnette. den Weg zurüd. Und wenn dann jemand fommt, so bildet sie sich in ihrer Blindheit ein, er sei es: "Du glaubst nicht, wieviel mir das ift." Stundenlang sitt sie in sei= nem Zimmer in seinem Sessel. "Ach, ich denke immer an Dich, immer... Schreib mir, daß Du mich lieb hast; ich habe es so lange nicht ordentlich gehört und bin so hungrig darauf... Levin, Levin, Du bist ein Schlingel und hast mir meine Seele gestohlen." Die Site ihrer Leidenschaft ist so stark, daß ihr Herz alle Augenblicke die Maske der mütterlichen Liebe lüften muß und die wahre, die Liebe des Weibes. zum Vorschein kommt. Noch ist das Glück so groß, daß die Trübungen der Luft und aufsteigenden Gewitterwolken - seine "periodische Brummigkeit" und die "har= ten Dinge", die sie ihm sagt - rasch ver= scheucht werden.

Diese hinreißende Leidenschaft gab ihrem Inrischen Schaffen einen mächtigern Antrieb und tiesern Ton. Sie dichtete, ihm, dem kritischen, zu gefallen. "Du bist ein hochmütiges Tier und hast einen doch nur lieb, wenn man was Tüchtiges ist und leistet... Mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen." Im Gedenken an ihn kommt sie in die fruchtbare Stimmung, "wo die Gedanken und Bilder mir ordentzlich gegen den Sirnschädel pochen und mit Gewalt ans Licht wollen".

Zu dieser Sehnsucht nach dem Manne gesellte sich die Sehnsucht nach der Heimat. Sie gab ihr zum Gedichte den Stoff. An den Landschaftsformen des Südens, dem großen blauen See, der reicher gegliederten und buntern Natur, den Berggipfeln der Schweizer Alpen kommt ihr das Bild der westfälischen Heimat deutlicher zum Bewußtsein. Heide und Moor, Eichwald und Teich und alles, was die einsame und eintönige Schönheit des Nordens belebt, steigt vor

ihr auf, von dem Ferneblau sehnsüchtiger Erinnerung umwebt. So entstehen ihre schönsten Gedichte, ihre einzig eigenen Schöpfungen: die Schilderungen westsfälischer Natur.

Im Spätsommer 1842 zog sie wieder nach der nordischen Beimat. Bald darauf erhielt ihr Bund mit Schücking den ersten Im Oktober verlor sie den Ge= liebten an die Schriftstellerin Luise von Gall. Noch wurde von beiden Seiten der Schein der alten Innigkeit aufrecht er= halten. Annette zwang sich in die Rolle des "Mütterchens" hinein, und Schücking vermittelte ihr in Cotta den Verleger für ihre Gedichte, die 1844 erschienen. In= zwischen vollzog auch Schücking, gleich seinem Freunde Freiligrath, die Wendung zum Liberalismus. Sein Roman "Die Ritterbürtigen" mit seinen satirischen Ent= hüllungen über das westfälische Adels= leben (1846) vollendete den Schnitt zwischen ihm und der Droste. Was er in vertraulichem Gespräche von der Freun= din erfahren, war nun aller Welt von einem "Hausdiebe" blokgestellt. fühlte sich kompromittiert, ihr Vertrauen mißbraucht. Ihre Nerven, von Natur zart und durch das leidenschaftliche Er= leben der letzten Jahre unnatürlich auf= gepeitscht, brachen zusammen: "Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausam= ster Todfeind... ich bin wie zerschlagen." Im herbst reiste sie wieder nach der Meersburg. Dort ist sie in den Maitagen 1848, als unter brausenden Stürmen der Völkerfrühling der Freiheit anzubrechen schien, gestorben. Während der Sieg des Neuen ihre Glaubens= und Standes= genossin Ida Sahn=Sahn in die Kirche zurücktrieb, ging sie an dem Bruch zwischen dem Alten und dem Neuen zu= grunde.

Der Bruch geht auch durch ihre Lyrif. In der Apostrophe "An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Franksreich" bestimmt sie selber ihre Stellung innerhalb der Frauendichtung ihrer Zeit. Die einen, zur Rechten, hauchen veraltete Weisen auf der Syrinxflöte in Mondscheinalleen, wo Selinde zur Luna die Lilienarme streckt; die andern, zur Linken, verherrlichen in wilden Gesängen das Bacchanal der Sinne und trinken Smols

lis mit dem Wüstling. Ihr Weg führt mitten zwischen den Altmodischen und den Emanzipierten. Für die Modernen hat sie größere Liebe als für die Altmodischen — "treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!" — Aber die "Emanzipation des Fleisches" verfündet sie doch nicht. Bei aller Leidenschaftlichkeit ihres Serzens bleibt sie die katholische deutsche Frau. Religion und häusliche Sitte sollen die Götter sein, von denen sich die Schriftstellerinnen mögen leiten lassen:

Bor allem aber pflegt das anvertraute, Das heilge Gut, gelegt in eure Hände, Weckt der Natur geheimnisreichste Laute, Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende; Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,

Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,

Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen, Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knieen.

Aber ihr Herz bleibt gespalten, wenn auch der Riß nicht so tief geht, wie bei Ida Hahn-Hahn, die vor 1848 auch für die adelige Frau in ihrem Liebesleben das Ravaliersrecht fordert und nach 1848 Tugend und Religion predigt. So geslangte sie nicht zu einem einheitlichen Stile. Auch ihre Lyrif trägt das blaue und das braune Auge. Jenes blickt aus ihrer geistlichen und rhetorischsressektierenden Lyrik, dieses aus ihren Naturbildern.

Nur wer in Gedichten religiöse Erbauung sucht, kann Annettes "Geistliches Jahr" (begonnen 1818, aber erst 1851 aus dem Nachlaß herausgegeben) an die Spitze ihrer Lyrik stellen. In Wahrheit ist es eine Sammlung von geistlichen Betrachtungen, gereimten Predigten, Auslegungen der Bibeltexte für die Sonnund Feiertage der katholischen Kirche.

Annette wandelt darin auf der breitsgetretenen und sterilen Straße der geistlichsphilosophischen Lehrdichtung, wie sie Christoph August Tiedge (1752—1841) in seinem 1801 erschienenen Lehrgedicht "Urania", Leopold Schefer (1784—1862) in seinem "Laienbrevier" (1834/35) und Rückert in der "Weisheit des Brahmanen" boten. Nur daß sie, wo die ansdern in den Weisen der Aufklärungssmoral oder eines vagen Pantheismus sich ergingen, sich an die Säße des katholischen

Christentums anschloß. Nicht als ob sie in billiger Rechtgläubigkeit einfach Dogmen gereimt hatte. Sie flagt oft, daß ihr der Glaube fehle, und ringt nach dem Seile. Sie fordert ihren "törichten Berftand" auf, niederzusteigen und "an des Glaubens reinem Brand sein Döchtlein wieder anzuzünden". Allein ist nicht gerade dieses Zweifeln, das den Gedichten des "Geist= lichen Jahres" einen gewissen dramatischen Pulsschlag gibt, das Zeichen für ihre Inrische Unkraft? Verkündet es doch, daß an dem religiösen Inhalt ihrer Seele der Verstand teilhat, wo nur die Innigkeit unbedingter und grenzenloser Gefühls= hingabe das Wort haben dürfte. Die freudige Selbstgewißheit des Gottes= findes strömt sich aus in Luthers "Ein' feste Burg ist unser Gott". Aus unger= störbarem Gottvertrauen singt ein Paul Gerhardt, aus mystischer Liebeseligkeit Philipp von Spee und Novalis, aus inbrünstigem Weltgefühl Angelus lesius. Die Droste aber singt nicht, sie fpricht. Sie betet und predigt. Sie gibt Auslegungen und Paraphrasen. Söch= stens daß ihr Sprechen sich einmal zum liturgischen Wechselgesang zwischen Priester und Gemeinde erhebt. Aber was sie zu sagen hat, fällt nirgends aus dem Rahmen der kirchlichen Sandlung heraus. Auf den kirchlichen, nicht religiösen Rern ihrer geistlichen Lyrik weist ja schon das Grundmotiv: der Inrische Text zu den kirchlichen Feiertagen. Das wahrhaft religiöse Gemüt würde nicht tropfen= oder becherweise ausschenken, je nachdem das Datum es verlangte. Und es hätte nicht an jedem firchlichen Kalendertage etwas auszuschenken. Es strömte seine Inbrunst aus, wenn es den Gott in seinem Innern nicht mehr zu fassen vermöchte.

Darum hat Annette Droste in dem "Geistlichen Jahr" auch keine künstlerische Form von innen heraus geboren. Die Sprache wandelt den offiziellen Schatz biblischer Wendungen und Bilder ab und um. Der Oelzweig und das Pfund, das Zinse tragen soll; die Lilien auf dem Felde, der Balken im eigenen, der Splitzter im Auge des Bruders und der Mammon und der reiche Mann und der arme Lazarus usw. tauchen auf. Eine dem Wesen der Dichterin völlig fremde Uns

anschaulichkeit verrät, wie bei der Predigt eines unfünstlerischen Geistlichen, den reinen Gedankenursprung der Gedichte. So heißt es in dem Gedicht auf den fünften Sonntag nach Dreikönigen:

In Entsagung schwinden muß mein Leben, In Betrachtung meine Zeit ersterben, So nur kann ich um das Höchste werben; Meine Augen darf ich nicht erheben.

Auch die Säufung völlig wesensversschiedener Bilder verrät den abstrakten Kern, indem sie ihn zu verhüllen strebt. So in dem Gedicht auf den vierten Sonnstag nach Pfingsten:

Kann wachsen denn wie des Polypen Arm Aus Tränen die verlorne Eigenschaft? Zieht mit der Reue wieder ein die Kraft? Ist es genug, wenn tot die Leidenschaft Zerfressen liegt wie von Insektenschwarm?

Auch in einzelnen Gedichten läßt Annette die Reflexion ihre Berse spinnen. Ihre gedankliche Kühle erhitzt sie dann etwa durch Anleihen bei der Zeitrhetorik, vor allem bei Freiligrath. Wie dieser in seinem Gedichte "Wär" ich im Bann von Mekkas Toren" deklamierend verkündet, was ihm alles für Herrlichkeiten winken im Lande seiner Sehnsucht, so ähnlich die Droste in "Grüße". Von der Meersburg sendet sie Grüße in die nordische Keimat, und alles, was ihr dort teuer ist, steigt vor ihr auf in anaphorischer Kette:

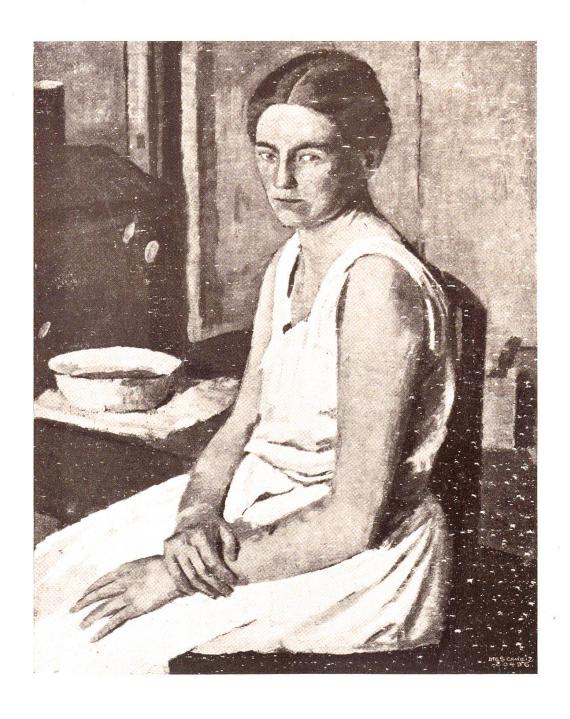
Dann ist es mir, als hör' ich reiten...
Dann wird des Windes leichtes Munkeln...
Du, Baterhaus, mit deinen Türmen...
Du feuchter Wind von meinen Heiden...
Jhr Gleise, die mich fortgetragen,
Jhr Augen, die mir nachgeblickt,
Jhr Herzen, die mir nachgeschlagen,
Jhr Hände, die mir nachgewinkt.

Tönt Freiligraths "Wär' ich im Bann von Mekkas Toren" nicht sogar in den Schluß ihres leidenschaftlichen Mädchenliedes "Am Turme" hinein?

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur, Ein Stück nur von einem Soldaten, Wär' ich ein Wann doch mindestens nur...

Man mag einwerfen: der gedankliche Stoff verlangt den rhetorischen Stil. Aber eben, daß sie solche abstrakten Stoffe besang, das zeugt von dem Zwiespalt und der Unsicherheit in ihrem Wesen.

Denn Eigenes und in eigenem Stil



Hans Brühlmann, Amriswil-Stuttgart. Bildnis mit der Waschschüssel. (1878 - 1911).

hatte sie nur zu geben, wo ihre Sehnsucht aus der unmittelbaren Anschauung schöpfte. Darum sind ihre Darstellungen des heimischen Naturs und Landlebens ihr persönlichstes Gut. Aus ihnen bliden unbestechliche Ehrlichsteit und schlichte Gemütswärme. Da steht sie jenseits aller Ronvention. Da führt sie die Entwickslungslinie von SalissSeewis, der ihr wohl am meisten gegeben hat, weiter zum konsequenten Realismus des sinnlichen Stiles.

In Dichters "Naturgefühl" gibt sie selber eine Art von Programm und schei= det flar zwischen realistischem und romanti= sierendem Naturgefühl. An einem Maien= tage geht sie nach fühlem Regenwetter ins Freie. Ohne Beschönigung bezeichnet sie die Dinge, wie sie sind. Sie scheut sich nicht, von den Gummischuhen zu sprechen, mit denen sie durch hundert kleine Wasser= truhen stelzt; sie vergißt auch nicht, des Mantels zu erwähnen, den sie auf den nassen Boden breitet, bevor sie sich nieder= läßt. Aber die gleiche Ehrlichkeit schärft ihren Blick für das Aussehen der Dinge und läßt ihren Mund das treffende Wort sprechen: Die Wassertruhen stehen "wie verkühlter Spülicht". Die Quellchen gligern "wie fristallen". Die Zweige sind "glänzend emailliert". Da, wie sie sich niedergelassen hat und auf einen Früh= lingsreim sinnt, kommt des Schreibers Friedrich, ein junger Romantiker, "in dessen wirbelndem Gehirne das Leben spukt, gleich einer Fei". Frühlinghaft auf= geputt ist er: einen Efeukranz trägt er im flächsnen Haar, einen Veilchenstrauß in der Hand. Aber den Ausdruck seiner Frühlingsgefühle legt ihm nicht die wirkliche Natur auf die Zunge. Viele Lektüre hat ihn verbildet. Er hat sich im "Don Carlos" für den Marquis Posa begeistert und Spieß' abenteuerlichen Roman "Der Löwenritter" gelesen. Nun singt er sein Frühlingsglück in Worten aus Schillers "Wallenstein" in die Lüfte: "O, wären es die schwed'schen Hörner!", um dann ein Lied von Körner folgen zu lassen. Die Dichterin aber "trabt zu der Schlucht hinaus hohl hustend, mit beklemmter Lunge".

Nicht nur der Gegensatzwischen dem ursprünglichen und dem konventionellen

Naturgefühl spricht sich in diesem satiri= schen Gedicht aus. Der Schnitt geht tiefer. Er scheidet auch, wenn wir die Situation symbolisch ausweiten, die realistisch=objektive Naturlyrik von der roman= tisch=subjettiven. Mo einen Seewis, eine Drofte von Beine und Lenau. Wenn Seine die Natur in die Livree seiner Geisteswillfür stedt, wenn Lenau mit seinem Gram den Himmel grau bemalt und von den Klagen seiner Verzweiflung den Wald widerhallen läßt — was tun sie im Wesen anderes als des Schreibers Friedrich? Sie sind "blinde Hessen" wie er. Sie sehen die wirkliche Natur nicht mit ihren an sich schönen oder häflichen Gebilden. Sie lassen sich von der Natur nur dazu anregen, sich selber auszusprechen, in Worten und Bildern, die mit dem, was sie rings umgibt, so wenig zu tun haben, als die schwedischen Hörner des Max Piccolomini (im Munde Friedrichs) mit den "fleinen Wasser= truhen, die wie verfühlter Spülicht stehn", und den "glänzend emaillierten" Zweigen.

Man muß etwa mit Lenaus Schilf= liedern Annettes Zyklus "Der Weiher" vergleichen. Wo sich bei Lenau immer wieder seine melancholische Liebe zwischen ihn und die Natur wie ein schwerer dunkler Schleier senkt; wo er in den Gewitter= wolken das lange Saar der Geliebten frei im Sturme weben sieht und beim Mond= schein auf dem regungslosen Teich, bei dem Wandeln der Hirsche und dem träu= merischen Sichregen des Geflügels im Rohr, ihm ein süßes Gedenken an die Ge= liebte durch die Seele geht: da fühlt sich die Droste völlig in die Natur, ihre Bilder und Geräusche, ihre Wesen und Be= wegungen ein. Sie verzichtet auf mensch= liches Lebensgefühl, auf eigenen Lebens= willen, auf eigenen Vorstellungs= und Gedankeninhalt. Ihre Seele wird, nach Sinn und Gestalt, ganz Naturgegen= stand. Sie läßt den Schilf, die Linde, die Wasserfäden, die Kinder am Ufer sprechen. Und nur eines gibt sie ihnen aus dem Besitz ihrer eigenen Seele: das tiefe, fromme Fühlen. Die mütterliche Liebe, mit der sie, die einsam unvermählte, die ganze Natur umfängt. So zärtlich, wie das Mutterauge auf ihren Liebling in der Wiege, blickt sie auf den ruhenden Teich: Er liegt so still im Morgenlicht, So friedlich, wie ein fromm Gewissen; Wenn Weste seinen Spiegel küssen, Des Users Blume fühlt es nicht.

Das Schilf singt das Wiegenlied:

Stille, er schläft! stille, stille!

Wie die Mutter über dem einschlums mernden Kinde den schützenden Vorhang zuzieht, so breitet die Linde über den Teich ihr Blätterdach:

Schau her, wie langaus meine Arme reichen, Ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen, Das hundertfarbig zittert in der Luft.

Weiblich=mütterliches Fühlen durch= pulst die "Wasserfäden". Der Teich "hält sie an die Brust gepreßt:

Und wir bohren unfre feinen Ranken In das Herz ihm, wie ein liebend Weib. In ihrer Hut bergen Schmerle und Karspfenmütter ihre Brut. Und wenn die Dichterin im letten Gedichte Kinder am Ufer auftauchen, nach den Blumen langen, Haselstäbe schneiden und sich vor Frosch und Hecht und vor dem Wassermann fürchten läßt, so hat auch dieses Bild die mütterliche Sehnsucht beseelt.

So kann man bei ihr von einer Vermütterlichung oder zum mindesten von einer Berweiblichung der Natur sprechen. Nur eine Frau kann die Fichte ihre grünen Dornen in den feinen Dunst des Nebels strecken lassen, "wie ein schönes Weib die Nadel in den Spizenschleier steckt". Es ist Muttersehnsucht, wenn sie in der "Lerche" bei der Schilderung des Sonnenaufgangs die Blumen als erwachende junge Mädchen darstellt:

Die Wasserlilie steht ein wenig bleich, Erschrocken, daß im Bade sie betroffen.

Oder wenn sie als Hausfrau das Schmelsen der Gebirge in der Sündflut dem Schmelzen des Zuckerkands vergleicht ("Die Mergelgrube"). Oder wenn sie so gern (in dem "Hitenseuer", in dem "Keidemann", in dem "Knaben im Moor") Kindererleben in der Heide darstellt. Wie besorgt warnt sie die Kinder vor dem "Heidemann"! Wie fühlt sie die Angst des Knaben mit, der übers Moor gehen muß! Sie, der ein Kind zu bilden versagt war, vertritt nun Mutterstelle an der Natur und ihren Geschöpfen. Wie eine Mutter mit der größten Liebe ges

rade das am wenigsten begabte ihrer Kinzber liebt, so hegt sie, aus der größeren Fülle und Buntheit süddeutscher Landschaft heraus, mit besonderer Zärtlichzeit die einförmige, moorige Seide Westsalens. Man hat ihre Liebe zur Kleinzwelt, Käfern, Fliegen, Faltern, Spinnen, Gräsern, Blumen, Bögeln usw., auf ihre Kurzsichtigkeit zurückgeführt, die ihr den Blick ins Weite und aufs Große versagte. Aber sie bedingt doch wohl nur die Genauigkeit des Einzelbildes. Was sie zu den kleinen Wesen treibt, ist ihre Mutterssehnsucht.

Sie betreut sie mit jener behutsamen Ehrfurcht, die die Mutter dem kleinen Rinde gegenüber fühlt. Je zärter und unscheinbarer das Geschöpf, um so größer die Liebe und Sorge. Man spürt den innigen Glanz ihres Auges, den weichen Druck ihrer Hand, das glückliche Lächeln ihres Mundes, wenn sie von ihren Lieb= lingen spricht: von den bunten Farben der Mergelgrube, ihren Gesteinsarten und ihren versteinerten Tieren und Pflanzen. Von dem Zitterhalm, der so verschämt und zage dasteht. Bon der kleinen Weide. die sich geschwind pudert und dem West ihr Seidentüchlein lind darreicht. Von der Grille, die das Beinchen dreht, des Taues Rolophonium anstreicht und so schäferlich die Liebesgeige spielt. Von Räfer und Mücke, Fliege und Biene und Summel, die alle ihre Instrumente spielen bei dem Morgenkonzerte zu Ehren der auf= stehenden Fürstin Sonne

Die Liebe hat ihren Sinn für die Eigenart all ihrer Geschöpfe verfeinert. Sie kennt sie durch und durch, innen und außen, und weiß sie mit ein paar Strichen por uns erstehen zu lassen. Wir sehen die Libellen als "blaugoldne Stäbchen und Karmin" über dem Teiche zittern und auf des Sonnenbildes Glanz die Wasserspinne den Tang führen. Wir sehen im Beide= fraut gleich eines Münsters Halle Ge= wölbe an Gewölbe sich erschließen. Und wie die rechte Mutter der Kinder Art achtet und sie nur immer reiner zu ent= wideln strebt, so hütet sich Annette meist ängstlich davor, etwas Fremdes in die Natur hineinzutragen. Selten und dar= um bei ihr doppelt auffallend ist eine Politisierung wie die der Lerche als "des

Tages Herold" und ihres Gesanges als eines "Mandates" ("Die Lerche"). Das ist eine einzelne Entgleisung, die man bei einer Zeitgenossin der politischen Lyriker versteht. Aber in der Regel sieht, hört und fühlt sie sich mit der liebevollsten Behut= samfeit in die Sonderart und Atmosphäre der Naturwesen ein. Sie bildet nicht um. sie bildet höchstens aus. Aber meist bildet sie nur. Alle gewaltsame Umdeutung, alle gedankliche Interpretation und Inter= polation liegt ihr fern. Sie begnügt sich damit, die Naturwesen mit der Sonne ihres Muttergefühls zu erwärmen und zu durchstrahlen. Wo sie die Landschaft und ihre Bewohner verweiblicht und die Seide etwa mit schalkhaftem Humor zu einem Jungenmädchenzimmer macht, da bleibt sie doch so sehr im Allgemein= menschlichen, ja im Allgemeinlebendigen, daß wir niemals das Gefühl des Beson= dern, Subjektiven haben. Es ist nicht die einzelne Frau Annette, die den Wesen ihre Gestalt gibt, sondern es ist die Frau schlechthin, die mit mütterlicher Liebe gestaltet - fast könnte man, wenn es in diesem Zusammenhange nicht zu abstrakt flänge, sagen: die mütterliche Liebe als die bildende Rraft der Welt.

Denn — und auch das ist etwas eigen= tümlich Weibliches an ihr — ihr Blick hängt durchaus am Einzelnen und Sinn= lichen. Wo sie nicht Konkretes schauen kann, ist sie verloren. Für sich allein be= trachtet, ist sie nichts als Liebe und zärt= liche Beobachtung. Inhalt und Leben erhält sie erst durch die einzelnen Natur= gegenstände. Wenn Goethe und Mörike durch die Polarität von Gefühl und Ge= danke die lebendige Natur in ihren Ge= dichten als eine einheitlich gesehmäßige deuten, genau im einzelnen und sinn= voll im ganzen; wenn Eichendorff alles Einzelne und Sinnliche in das duftige Ferneblau sehnsüchtiger Erinnerung rückt und so es, mit Verwischung der äußeren Ronturen, zur Einheit des seelischen Er= lebnisses zusammenschließt; wenn Seine und Lenau die Mannigfaltigkeit der Natur dadurch aufheben, daß sie ihre Wesen durch geistreich=mnthologische Um= deutung gewaltsam in den Kreis des menschlichen Lebens rücken: so löst sich die Droste in den einzelnen Wesen und Bor= gängen der Natur völlig auf. Sie zer= teilt sich. Ja, sie zersplittert sich. Ihre Naturgedichte sind Wesen, die wir aus nächster Nähe sehen: jeden Grashalm, jede Blute, jede Biene, jedes Bein der Biene, jedes Särchen am Bein der Biene und jedes Blütenstaubkörnchen in ihren Höschen. Das zusammenfassende, Ber= einheitlichende des Gedankens und der starken persönlichen Lebensstimmung fehlt. So kommt etwas Unruhiges, Zer= splittertes, Kribbliges in ihre Naturbilder hinein; wo sie sich an umfassendere Stoffe macht, etwas Unklares und Dunkles, das man nicht mit Rembrandtschem Sell= dunkel vergleichen darf. Wie ein Rurz= sichtiger nicht auf einmal ein größeres Stud Welt überschauen fann, sondern wenn er es wahrnehmen will, es von Fleck zu Fleck rückend und hin und her fahrend in seinen einzelnen Teilen er= fassen und diese dann zusammensetzen muß, um das Ganze zu bekommen, so muffen wir auch bei der Drofte manchmal mühsam genug aus den Einzelheiten zum Ganzen zu gelangen suchen. Ihr fehlt die Organisationskraft, der geistige Ueber= blick. die klare Sicherheit des Rompo= nierens. Das schwächt die Spannung in ihren größeren erzählenden Gedichten. Es stört aber auch gelegentlich den Ge= nuß ihrer kleineren Bilder, 3. B. in der "Jagd" oder im "Hirtenfeuer". Man muß diese Gedichte öfter lesen, ehe man sie "versteht".

Daher fehlt auch ihrer Sprache alles Musikalischmelodische; sie ist scharf charakteristisch. Die einzelnen Vorstelslungen werden hart nebeneinandergesstellt, wie in der Wirklichkeit die Dinge nebeneinander stehen, jeder Begriff in der schärfsten und genauesten Weise gestennzeichnet, z. B.:

Unke kauert im Sumpf, Jgel im Grase duckt, In dem modernden Stumpf Schlasend die Kröte zuckt, Und am sandigen Hange Rollt sich fester die Schlange.

Mundartliche Wörter, die sie zahlreich einflicht, so Brahm, Kolf, Windel, sollen sozusagen als Fachausdrücke das Bild der westfälischen Natur so bestimmt als immer möglich wiedergeben helsen. Ihre

Verse sind in der Regel nicht rhythmisch gebunden, schwebend, wogend, sondern spazierend, oft trippelnd. Sie schreitet nicht mit gemessenem Takt übers Land, sie schlendert forschend dahin, hält sich da bei einem Stein, dort bei einem Insett oder einer Blume auf, und bemißt den Schritt nicht von innen nach dem Drange des Gefühls, das zu einem Ziele strebt, sondern läßt ihn die äußern Gegenstän= de, die sie beobachtet, bestimmen. Der Rhythmus ist so ausgeprägt impressio= nistisch: beruhigend, beschwichtigend in dem Schilfgedichte ("Der Weiher"); unruhig, lebendig in der Schilderung der "Kinder am Ufer"; atemanhaltend, gespannt, stoß= weise in dem "Sirtenfeuer"; geschäftig in der Schilderung der musizierenden In= sekten ("Die Lerche"). Auch in der rhythmischen Gestaltung lebt die weiblichmütterliche Liebe der Droste, mit Berleugnung des eigenen Herzschlages, nur in dem Gefühlstakt ihrer Kinder.

Diese aber haben ihr die Entsagung gelohnt. Die hingebende Zärtlichkeit, mit der sie die Aleingeschöpfe der Natur an ihr Herz schloß, ist in jene eingeslossen und strahlt aus ihren Abbildern in den Gebichten der Droste wieder. Wie aus taussend gläubig und vertrauensvoll erhobenen Kinderaugen lacht uns aus ihnen sonniges Lebensglück an. Reiner, überzeugender und künstlerischer als die Gebichte des "Geistlichen Jahres" singen sie dem Schöpfer alles Lebens Danl und Lob.

Drei Gedichte.

Von Francisca Stoedlin, Basel.

Seele

Sieh, meine Seele ist wie eine Taube, So leichtbeschwingt und weiß und federweich. Und ganz erfüllt von Zärtlichkeit und Slaube. Ein lichter Vote aus dem höhern Reich.

Und meine Seele ist wie eine Wildnis, Wo Seister lauern, Dunkles sich versteckt. Doch hütet sie zu tiefst das reine Vildnis, Der Taube, die kein Schmuz und Sünd besleckt.

Gebet

Ich bin so Lein vor dir, mein Sott. Ich bin nur Priesterin der Liebe, Und dulde gläubig Leid und Spott, Das Schwere, das uns gern zerriebe.

Aur leih mir immer deine Kraft, Mein Leben gläubig zu erfüllen, And weihe meine Priesterschaft Mit deiner Snade, deinem Willen.

Blumen

Ich lag in Schmerz und dumpfem Fiebersehnen,

— Da legte semand Blumen auf mein Bette —
Die lösten meine Freude bis zu Tränen,
Als ob ich Blumen nie gesehen hätte.